

14. Okt. 2025 · 8 Min. Lesezeit · Persönliche Geschichten

Heimatgefühle in einem fremden Land

Noels Mutter ist Türkin, sein Vater Österreicher – geboren wurde er in Hamburg. Und doch fühlt er sich manchmal ein wenig mexikanisch. Was die Suche nach Zugehörigkeit über die Grenzen von Herkunft verrät



Noel Urcan



Foto von Allan González/Pexels

„Da bist du ja wieder!“, ruft María José mir lächelnd zu. Kaum habe ich mich gesetzt, landet der Teller schon vor mir. Sie weiß längst, dass ich ihren berühmten Chilaquiles zum Frühstück nicht widerstehen kann – und fragt schon lange nicht mehr, was ich essen will. Seit über einem Jahr komme ich zu ihrem Stand, meinem Lieblingsstand auf diesem Markt, wo eine ganze Reihe Familien ihre Hausmannskost in friedlicher Koexistenz servieren.

Ich nehme meinen ersten Bissen und frage mich, wie es eigentlich dazu kam, dass Mexiko – sein Land, seine Leute, seine Kultur – zu einem Ort wurden, der in mir Heimatgefühle weckt. Denn ich bin kein Mexikaner.

Wie gewohnt ist der Teller in eine durchsichtige Plastiktüte gewickelt – sinnbildlich für den Pragmatismus, der hier vorherrscht. Kein fließendes Wasser an den meisten Straßenständen

bedeutet keine Möglichkeit zum Abwasch, so hat man eine simple Lösung gefunden. Dieser Markt ist ein Ort der einfachen Leute. Genau wie das Viertel, in dem er liegt. Hier wohnen Tagelöhner*innen, Straßenverkäufer*innen, Menschen mit geringem Einkommen. Auch ich wohne hier. Gekommen bin ich eigentlich für zwei Semester zum Studieren, geblieben bin ich für Praktika und weil dieses Viertel irgendwie auch zu meinem Viertel geworden ist, zumindest für eine gewisse Zeit.

Wurzeln und Entwurzelung

Doch bevor ich hier ankam, war mein Verhältnis zu Zugehörigkeit ein anderes. Zurück in Deutschland wuchs ich allein mit meiner Mutter auf, die selbst noch ein Kind war, als sie mit ihrer Familie nach Deutschland kam. Als Tochter der ersten Gastarbeitergeneration lernte sie schnell, "wie die Deutschen ticken" – nicht zuletzt, weil ihr immer wieder bewusst gemacht wurde, dass sie nicht ganz dazu gehörte.

Ihr Verhältnis zur eigenen Herkunft wurde zusätzlich durch ein familiäres Trauma belastet. Als sie acht war, riss ein Busunfall ihre Mutter aus dem Leben. Mein Großvater beschloss daraufhin, die Kinder in die Türkei zurückzubringen – sie seien "zu verwestlicht". Für meine Mutter, die *Almanya* bereits als ihre Heimat betrachtete, war dies ein einschneidendes Erlebnis, das sie nachhaltig prägte. Nach einem Jahr kamen die Geschwister dank der Bemühungen ihrer deutschen Lehrer*innen wieder zurück und wuchsen weiter in Deutschland auf – ohne ihren Vater.

Als Erwachsene entwickelte sie eine radikale Überlebensstrategie: komplette Assimilation als Schutz vor Diskriminierung. Ihre unausgesprochene Botschaft war klar: „Mein Sohn soll diese Erfahrungen nicht machen!“ Zum Frühstück lief Vicky Leandros, auf dem Wohnzimmertisch lag Hermann Hesse, und am Wochenende wurde „Wetten, dass...?“ geschaut. Türkisch sollte ich erst gar nicht lernen. Unser Nachname – Urcan – wurde bei jedem Telefonat sorgsam seiner Herkunft entledigt. Mit militärischer Präzision buchstabierte meine Mutter: „Ulrich – Richard – Cäsar – Anton – Nordpol“. Damit alle verstehen: Mit den Türk*innen haben wir nichts am Hut.

Kampf um Identität

Doch so einfach war es nicht. In der Schule zog es mich instinktiv zu anderen Kindern mit Migrationsgeschichte – zu jenen, die ähnliche Ausgrenzungserfahrungen machten wie ich. Obwohl ich immer als "Ausländer" wahrgenommen wurde, blieb das Türkische in meinem Leben kaum greifbar. Irgendwann wusste ich nicht mehr, worauf sich mein "Anderssein" überhaupt stützen sollte.

Was meine Mutter versuchte zu kaschieren, versuchte ich paradoxerweise zwanghaft zu betonen – allerdings nicht durch das Erlernen der türkischen Sprache oder das Pflegen kultureller Traditionen, sondern indem ich bewusst die Rolle der "harten Jungs" übernahm: laut, provokant, immer bereit für Konflikte. Wenn ich ohnehin in eine Schublade gesteckt werde, dann nehme ich diese Rolle erst recht an, dachte ich mir.

Nach dem gescheiterten Gymnasium landete ich an einer Schule mit zweifelhaftem Ruf. Ich besuchte den bilingualen Spanischzweig. Die Hälfte meiner neuen Klassenkameraden waren Latinas und Latinos. Hier wurde mir eine gesellschaftliche Doppelmoral hinsichtlich kultureller Identitäten bewusst, auch wenn ich die dahinterliegende systematische Hierarchie damals noch nicht durchschaute: Während meine türkischen und arabischen Freunde als "Problemfälle" galten, wurden meine lateinamerikanischen Mitschüler*innen zu exotischen Projektionsflächen verklärt – temperamentvoll, leidenschaftlich, "mit Rhythmus im Blut". Beide Zuschreibungen sind rassistisch, doch die eine wird negativ, die andere positiv besetzt.

So begriff ich langsam: Zugehörigkeit ist weniger eine Frage kultureller Traditionen als vielmehr eng verwoben mit sozialer Schicht und ungleich verteilten Chancen. Meine Freund*innen – egal welcher Herkunft – stammten aus Familien, in denen das Geld knapp war, genau wie bei uns. Kaum hatten wir lesen gelernt, mussten sie schon Amtsbriefe für ihre Eltern übersetzen.

Klassensprung mit Hürden

An der Universität hatte ich zum ersten Mal Freund*innen mit Kapital. Ihre Eltern waren Ärzt*innen, Lehrer*innen oder Diplomat*innen. Sie erklärten mir, was ein Stipendium ist. Dass ausgerechnet sie diejenigen waren, die damit gefördert werden sollten, bleibt mir bis heute ein Rätsel. Mich selbst um ein Stipendium zu bemühen, war wohl etwas zwischen dem Wunsch, wirklich dazuzugehören, und dem unbeholfenen Versuch, etwas gegen diese strukturelle Ungleichheit zu setzen.

Ich studierte Soziologie. Die Air Max tauschte ich gegen Dr. Martens, die Capri-Sonne gegen Mate, Deutschrap gegen Indie und meinen Straßenslang gegen genderneutrale Sprache.

Und trotzdem: Meine Herkunft verschwand natürlich nicht einfach, genauso wenig wie meine Freund*innen aus der Schulzeit. In Seminaren engagierten sich alle sehr, wenn es um die Inklusion marginalisierter Gruppen ging – doch sobald diese Gruppen real vor ihnen standen, verstummten die Gespräche. Die inklusive Sprache selbst wurde zum Ausschlusskriterium – sie schloss genau jene aus, die keinen Zugang zu akademischen Diskursen hatten.

Neue Horizonte in Mexiko

Als ich die Zusage für das Stipendium an der Universität Guadalajara erhalten habe, war die Freude groß. Das Land ist mir nicht völlig fremd. Dennoch war ich aufgeregt, mich ins Neue zu stürzen, und gespannt darauf, wie sich diese Ungewissheit nach und nach in Vertrautheit verwandeln wird.

Corona hat die Universität ins Digitale verbannt. Ein Netzwerk für Auslandsstudierende, das einem beim Ankommen hilft, gibt es nicht. Die Pandemie scheint das öffentliche Leben jenseits der Uni keineswegs einzuschränken, also entscheide ich mich dazu, eigene Wege zu finden, Menschen kennenzulernen und ein Gefühl für den Alltag zu entwickeln.

Hier in Mexiko spüre ich, wie die Leere meiner eigenen kulturellen Identität langsam auf fruchtbaren Boden trifft. Es ist einerseits diese Lücke in mir, andererseits die Art, mit der mir die Menschen begegnen.



Foto von Chris Luengas / Pexels

Wertschätzung und Mangelperspektive sind zwei grundverschiedene Systeme im Umgang mit kultureller Teilhabe. In Deutschland dominiert oft die Mangelperspektive: Was noch nicht perfekt

ist, wird betont, was bereits erreicht wurde, als selbstverständlich vorausgesetzt. Menschen mit Migrationsgeschichte bleiben in einem Zustand permanenter Bewährung – ihre Leistungen gelten als Grundvoraussetzung, nie als Bereicherung. In Mexiko erlebe ich ein System der Wertschätzung: Wer sich bemüht, die Lebensweise vor Ort zu verstehen und sich ihr anzunähern, erfährt Anerkennung.

Wann immer die Leute überrascht reagieren, dass ich gar kein Mexikaner bin, erfüllt mich das mit einem stillen Stolz. Im Vergleich zu Deutschland spielt mir mein Aussehen zum ersten Mal in die Karten. Ich mache es mir zur Aufgabe, nicht als Ausländer wahrgenommen zu werden – nicht nur auf den ersten Blick, sondern grundsätzlich: in Gesprächen, in meinem Verhalten, in der Art, wie ich mich bewege.

Die Schattenseite der Anerkennung

Je länger ich in Guadalajara lebe, desto klarer zeigt sich mir die Widersprüchlichkeit und Komplexität der gesellschaftlichen Ordnung in Mexiko. Ich beginne zu erkennen, dass ich von bestimmten gesellschaftlichen Dynamiken profitiere – etwa der tief verankerten Tendenz, westliche Einflüsse über das Eigene zu stellen. Dafür gibt es in Mexiko sogar ein Wort: *Malinchismo*. Diese Haltung, verwurzelt in der kolonialen Geschichte des Landes, äußert sich nicht nur in Bewunderung, sondern oft auch in der Abwertung der eigenen, insbesondere der indigenen Kultur. Dabei spielt nicht allein die Herkunft eine Rolle, sondern vor allem auch das Aussehen. Klassismus und Rassismus überlagern sich häufig – es ist ein komplexes Geflecht aus Privilegien und Ausgrenzung.

Als *güero* (hellhäutiger) mit europäischem Hintergrund profitiere ich von einem Privilegiensystem, das westliche Einflüsse bevorzugt – ein Vorteil, den viele meiner weißen mexikanischen Freund*innen ebenfalls genießen, der aber durch meine Herkunft noch einmal verstärkt wird. Die Offenheit, die mir begegnet, ist nicht nur Ausdruck von Gastfreundschaft, sondern auch Symptom gesellschaftlicher Hierarchien, in denen das „Europäische“ mit unverdientem Prestige aufgeladen ist.





Foto von Daniela Sánchez / Pexels

Eine Welt, zwei Parallelen

Ich bin viel unterwegs, lerne Menschen aus verschiedenen sozialen Schichten kennen und bewege mich zwischen Welten, die kaum Berührungspunkte haben. Da sind meine Freund*innen aus wohlhabenden Familien – die *fresas*, wie man die privilegierte Oberschicht in Mexiko nennt. Sie leben in Gated Communities, fahren SUVs mit getönten Scheiben, laden mich in ihre Strandhäuser ein. Gleichzeitig habe ich Freund*innen aus den Vierteln, vor denen mich die *fresas* eindringlich warnen. Mein Viertel gehört dazu.

Mit manchen Freund*innen erlebe ich, wie wir in Panik geraten, sobald wir mit der Polizei zu tun haben – denn wir wissen, dass Hilfe oft nur gegen Geld zu bekommen ist. Sie werden um Schmiergeld erpresst. Wird man Opfer von Kriminalität, passiert häufig nichts. Auch ich bleibe von dieser Realität nicht verschont. Für meinen anderen Freundeskreis hingegen ist das eher kein Hindernis, manchmal sogar von Vorteil: Sie kennen die „richtigen“ Leute, können Verfahren beschleunigen oder regeln mit ein paar Scheinen den Weg am Gesetz vorbei.

Gewalt und Gefahr sind in Mexiko allgegenwärtig – das weiß jede*r. Doch in Wahrheit betreffen sie nicht alle gleichermaßen: Nicht jede*r erlebt sie aus nächster Nähe. Hier zeigt sich die brutale Realität der Klassengesellschaft – und der Korruption: Sicherheit ist ein Privileg, das man sich leisten muss.

Sicherheit als Privileg

Auch mein Alltag ist von Sicherheitsüberlegungen durchdrungen. Ich werde mehrmals ausgeraubt, einmal dabei zusammengeschlagen. In meine Wohnung wird eingebrochen. Ich gerate in eine Schießerei, sehe, wie jemand direkt vor meinen Augen stirbt. So erschütternd diese Erfahrungen auch sind – ich habe die Freiheit, jederzeit zu gehen. Es ist meine Entscheidung, hier zu sein. Es ist ein Privileg.

Ein Privileg, das den Menschen, mit denen ich täglich arbeite, verwehrt bleibt. In der NGO, der ich inzwischen meine Zeit widme, begegne ich Geflüchteten aus ganz Zentralamerika. Für die meisten ist Mexiko nicht das Ziel, sondern ein Transitland auf dem Weg in die USA. Wer bleibt, tut dies meist nicht aus freiem Willen – sondern weil die Weiterreise zu gefährlich oder mehrfach gescheitert ist.

In unserer Unterkunft finden sie vorübergehend Schutz und teilen ihre Geschichten mit mir – Geschichten von Flucht, Gewalt und Verlust. Diese Menschen haben keine Wahl. Durch meine Arbeit erhalte ich Einblicke in Lebensrealitäten, vor denen sich viele bewusst verschließen.

Was bleibt

Maria José reißt mich aus meinen Gedanken, als sie mich fragt, wie es mir schmeckt. Die Zeit in Mexiko hat mir bewusst gemacht: Die Suche nach Zugehörigkeit führt nicht zu einer eindeutigen Antwort, sondern zu einem tieferen Verständnis der Frage selbst. Identität ist kein fester Ort, den man erreicht, sondern ein Prozess – mal schmerzhaft, mal bereichernd, immer unvollendet.

Wenn einem eine Zugehörigkeit abgesprochen oder ungefragt zugeschrieben wird, entsteht zwangsläufig eine Auseinandersetzung mit dieser Identität. Vielleicht ist es daher kein Wunder, dass ich mich der mexikanischen Kultur mit so viel Offenheit und Sehnsucht zugewandt habe – während ich zur türkischen nie einen wirklich innigen Bezug entwickeln konnte. Zu oft war sie für andere bloß eine Projektionsfläche negativer Stigmata. Und ich wurde Teil dieser Projektion.

Das vollständige Eintauchen in den mexikanischen Alltag schuf jedoch mehr als kulturelle Sympathie. Paradoxerweise haben gerade die schwierigen Momente – die Überfälle, die Gewalt, die alltäglichen Sorgen, die Realitäten, denen ich in meiner Arbeit begegne – diese Verbundenheit verstärkt. Ohne sie hätte ich vermutlich nie diese tiefe Beziehung zu diesem Land entwickelt.

Was mich mit vielen meiner mexikanischen Freund*innen verbindet, ist eine gemeinsame soziale Realität – das Leben am Rande ökonomischer Sicherheit, die geteilte Erfahrung von Verletzlichkeit in einer Gesellschaft, wo Schutz und Chancen ungleich verteilt sind. Das ursprünglich zugesagte Stipendium wurde aufgrund der Pandemie nie ausgezahlt, anstelle elterlicher Unterstützung musste ein Studienkredit herhalten. Meine Mutter versuchte, eine Identität abzustreifen, um eine andere anzunehmen. Ich versuchte, eine Leere zu füllen, indem ich mich in eine Kultur stürzte, die mich aufnahm. Diese Suche hat mich letztlich hierher gebracht – in dieses Land, an diesen Marktstand.

[<](#) Rückschritt statt Fortschritt: Job-Turbo wird wieder abgeschafft

Kommentare

0 Kommentare

NU

Beginne das Gespräch

Kommentar hinzufügen

„kohero

Magazin für interkulturellen Zusammenhalt



Seiten

[Startseite](#)

[Autor*innen](#)

[Über uns](#)

[FAQ](#)

[Kontakt](#)

Rechtliches

[Impressum](#)

[Datenschutz](#)

[AGB](#)

© 2025 kohero - Magazin. Alle Rechte vorbehalten.